

URSULA KARUSSEIT · *Zugabe*

URSULA
KARUSSEIT
ZUGABE

neues leben

»Aber es gibt doch schon ein Buch von mir!«
»Aber es ist längst nicht alles erzählt ...«
»Aber die entscheidenden Dinge stehen drin.«
»Aber es ist vieles passiert seither ...«
»Aber wer will das wissen!«
»Aber es kommt Ihr achtzigster Geburtstag ...«
»Aber den werde ich sehr still und fröhlich im Kreise
meiner Lieben begehen.«
»Aber Ihr Publikum ...«

So ähnlich verlief ein Gespräch im Sommer 2018, als der Verlag, bei dem ich zehn Jahre zuvor mein Buch »Wege übers Land und durch die Zeiten« herausbrachte, sich bei mir angemeldet hatte. Der Verlag wünschte sich ein neues Buch, ich hatte meine Bedenken.

Seinerzeit stand ich dem Journalisten Hans-Dieter Schütt Rede und Antwort. Ich habe über mein Selbstverständnis als Schauspielerin gesprochen, über meine Arbeit mit Besson, über mir wichtige Rollen, über meine Kindheit, über die Wende und wie es unmittelbar danach weiterging.

Die junge Verlagsmitarbeiterin fragte nach: diese Rolle, jene Inszenierung, Begegnungen, Ereignisse der letzten Jahre. Neue und noch nicht erzählte Geschichten kamen mir in den Sinn – Episoden, von denen jedes Schauspielerleben voll ist, manche Begebenheit vom Rande, und manches auch, das mittenhinein führte in alten Hader oder schönes Gelingen. Wie sich das alles zu einer runden Sache fügen sollte, konnte ich mir nicht vorstellen.

»Wir nennen es ›Zugabe‹«, schlug sie vor.
Zugabe, ja, das gefiel mir. Dafür kann der Vorhang
noch einmal aufgehen!
Dann wurde es Arbeit. Jetzt ist es ein Buch.

DIE LUST ZU SPIELEN

»Eine Familie« in der Komödie am Kurfürstendamm war mein letztes großes Theater-Engagement in der Hauptstadt. Den meisten ist die Geschichte besser bekannt unter dem Titel »Im August in Osage County«, unter dem der Stoff von Tracy Letts rund um eine Familie, deren heile Fassade bei einem Treffen in sich zusammenfällt, 2013 in die Kinos kam. Der Regisseur der Berliner Inszenierung hatte das Stück zuvor bereits in Israel inszeniert.

Es war vor allem eine anstrengende Arbeit, aber im Ergebnis schön. Das Team stammte überwiegend aus Tel Aviv, der Regisseur sprach nur Englisch, deswegen konnte er mit mir – und ich mit ihm – nur via Dolmetscher kommunizieren. Das schafft natürlich schon mal eine gewisse Barriere. Als ich mich zum ersten Mal mit ihm traf, wuselten hundert Leute um uns herum. Ob ich ihm versichern könne, dass ich zur Hauptprobe den Text könne, fragte er mich. »Nö, können Sie mir versichern, dass es eine gute Inszenierung wird?« Er übergang meine Frage, war vielleicht auch besser so.

Hinzu kam, dass er von der israelischen Inszenierung eine ganz klare Vorstellung mitbrachte, wie meine Rolle angelegt werden sollte. Er zeigte mir

sogar Videos von der Schauspielerin, die meinen Part dort gespielt hatte, und wies mich an, es genau so zu machen. Aber so können Schauspieler doch nicht arbeiten! Man muss sich die Rolle selbst aneignen, sich in sie einfühlen, sich anverwandeln; was dabei herauskommt, ist ein ganz individuelles Zusammenspiel von Darsteller und Figur. Einfach etwas ideenlos nachahmen, das ist keine Schauspielerei. Aber durch diese generelle Distanz und eine Atmosphäre der Autorität hatte ich Schwierigkeiten, in der Probenphase dagegen aufzubegehren. Also, ich habe mich gequält, und ich wurde gequält. Und alles lief nach strengem Zeitbudget, es fehlten nur die Stechuhren.

Erschwerend kam hinzu, dass es mir schon körperlich schlecht ging, ich wusste nur noch nicht, dass es etwas Gravierendes ist. Da fehlt natürlich auch ein Stück weit die Kraft, für seine Position einzustehen.

Zunächst hielt ich mich also recht eng an den Rahmen des Regisseurs, auch auf der Premiere noch. Immerhin, als wir anschließend zur Feier ins Edelrestraurant Dressler gingen, standen die Leute auf und haben mich beklatscht.

Erst als der Regisseur abgereist war, löste sich das – und zwar nicht nur bei mir! Das Ensemble spielte plötzlich viel freier auf, konnte dieses Stück auch viel besser ausfüllen, in dem die Fassaden, die Masken der Familienmitglieder allmählich fallen und alle wie die Furien aufeinander losgehen. Meine Rolle, die Matriarchin Violet, zum Beispiel ist eine ständig zeternde Alte, die raucht wie ein Schlot und alle mit ihrer spitzen Zunge quält, eine Zynikerin par excellence. Das

kann man nicht kontrolliert und gegen das eigene Gefühl spielen.

Trotz meiner Einschränkungen: Einfach aufhören, meinen »Ruhestand genießen«, das ist nichts für mich. Ich bin und bleibe Schauspielerin, und jede Rolle ist eine neue Herausforderung, eine eigene kleine Welt, die man sich erschließt. Das hält den Kopf frisch. Die Lust zu spielen ist bis heute ungebrochen. Es spricht sich natürlich herum, dass ich nicht mehr ganz gesund bin, auch deswegen nehmen die Angebote ab. Naja, nötig sind sie nun nicht mehr. Ich bekomme immerhin meine Rente. Und gerade trafen 16 Euro Nachzahlung ein!

Ich mache nach wie vor Lesungen. Es ergab sich schon am Anfang meiner Laufbahn vereinzelt. Eine Einladung nach Neubrandenburg habe ich aus gutem Grund nie vergessen: Ich las aus Texten von Brigitte Reimann, in ihrer Anwesenheit. Da war ich noch sehr jung und unglaublich aufgeregt. Und ich blamierte mich bis auf die Knochen, weil ich in meiner Aufregung eine große Passage ausließ und völlig aus dem Zusammenhang weiterlas. Danach saßen wir zusammen und ich entschuldigte mich tausendmal bei ihr.

Man ist so hineingewachsen in solche Leseveranstaltungen. Die »Jazz Lyrik Prosa«-Reihe trug sicher auch dazu bei. Seit den neunziger Jahren wuchs das Publikumsinteresse für solche Veranstaltungen sprunghaft an. Deswegen machten wir ja auch das Programm »Schlaf schneller, Genosse!« mit Günter Junghans, das ein großer Erfolg war. Jahrelang tourten wir mit diesem Programm russischer Satiren aus den

zwanziger und dreißiger Jahren. Das Trio Scho, eine russisch-ukrainische Band, die in Berlin lebt, übernahm die musikalische Begleitung, ganz tolle Jungs. Über Jahre gab es immer wieder Anfragen und Einladungen – allerdings nur im Osten. Das reichte auch, damit hatten wir nicht nur genügend, sondern auch ein verständiges und für die satirischen Töne empfängliches Publikum.

Es war immer mein Wunsch, einen »Puntila« mit Günter Junghans zu machen. Er wäre der geborene Puntila gewesen, so ein falscher Hund! Das habe ich ihm auch gesagt. Er antwortete: »Ja, das machen wir, das machen wir!« Aber dann hatte er eine Herzklappenoperation. Zunächst dachten alle, es würde wieder gut. Vier Jahre später war er tot. Ohne ihn wollten wir die »Schlaf-schneller-Tour« nicht mehr fortsetzen. 2014 war es, als seine Tochter uns anrief, mit Günter gehe es zu Ende. Das habe ich lange nicht verkraftet. Wir haben auf der Trauerfeier ein kleines Programm zu seinen Ehren gemacht.

Parallel zu diesem Satiren-Programm erschloss ich mir Texte von Stefan Heym als eigenes Programm. Das habe ich lange ganz allein gelesen, dann eine Weile mit dem Trio Scho an Akkordeon und Geige. Ich sagte von Anfang an, dass es nicht viel Geld gebe. Sie sagten: »Macht nichts, wir teilen.« Ich habe von meiner Gage noch etwas abgegeben, damit die Finanzen gleich verteilt waren. In dieser Konstellation traten wir sehr oft auf, einfach weil so viele Nachfragen kamen und ich der Sache nicht müde wurde. Dann schleuste sich irgendwann Tobias Morgenstern ein;

zuletzt begleitete er mich immer. Er ist ein wirklich exzellenter Akkordeonspieler – und ein spezieller Typ. Wir hatten vor gar nicht allzu langer Zeit einen Auftritt in Meißen und waren im Theater verabredet. Ich kam ganz pünktlich an, aber das Theater war verschlossen und niemand erreichbar. Es stellte sich heraus: Er war längst drin, aber er übte schon, sah und hörte nichts mehr um sich herum. Da war ich erst mal eine Stunde lang sauer. Aber er hat ein tolles Händchen dafür, passende Musik zu finden, das wurde eine gute Sache.

Ich mag dieses besondere Spannungsverhältnis: Stefan Heym ist ein ernsthafter Mensch, aber er hat viele komische Werke geschrieben, vor allem in »Immer sind die Weiber weg« und »Immer sind die Männer schuld«. Wenn man diese lustigen Texte nicht liest, wird man ihm nicht gerecht. Die ernstesten, »großen« Heym-Texte kennen fast alle, aber diese Sammlungen kleiner, heiterer Geschichten aus dem Ehealltag voller Ironie sind vielen unbekannt. Er hat sie ursprünglich für seine Frau Inge geschrieben, das finde ich wunderbar.

Je öfter ich diese Geschichten las, desto mehr mochte ich sie – ich habe mich gewissermaßen rein-gelesen. Anfangs habe ich viele verschiedene Texte vorgetragen. Aber das ist auch eine Frage der Wiederholbarkeit, des Zeitbezugs. Irgendwann nehmen die Leute manches gar nicht mehr auf, weil die Zeit weitergegangen ist, es hat für sie an Relevanz verloren. Aus dem, was übrig blieb, ergab sich nach und nach ein festes Repertoire, das ich bis heute beibehalten konnte. Die Liebe ist langsam gewachsen, und nun ist das einfach »mein« Programm.

Spannend an diesen Texten ist auch, dass Heym ohne Punkt und Komma schreibt, das ist eine echte Herausforderung beim Lesen. Man muss sich erlesen, wo man einen gedanklichen Punkt setzt. An einer Stelle lasse ich das Jiddische anklingen, aber nicht durchgängig.

Zum Schluss, als Höhepunkt meines Programms, lese ich immer die Geschichte »Altersweisheit«. Die haben wir auch im Rahmen von »Jazz Lyrik Prosa«-Vorstellungen in Gotha und Potsdam gebracht. Da gab es ein Geplänkel mit Annekathrin Bürger, die den Text auch lesen wollte. Wir machen das sehr unterschiedlich, und jede glaubt, sie macht es besser. An einem Abend las sie, am nächsten ich. Doch ich bekam einen unheimlichen Hustenunfall, der alles überschattete. Das war mir unglaublich peinlich!

Inge Heym hat mal, als ein Verlag wissen wollte, ob ich überhaupt eine Aufführungsgenehmigung habe, offiziell gesagt: »Die Karusseit darf Heym immer lesen.« Für das Theater am Rand haben wir einen kleinen Betrag ausgehandelt, damit ich dort jederzeit mit den Texten auftreten darf.